

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Dienstag, 9. Juli.

1929.

(7. Fortsetzung.)

Heilige Heimat.

Roman von Reontine von Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Er nahm eine Glocke vom Tisch und läutete. Das Klang schrill in die Nacht. Aus dem Nebenzimmer kam der greise Ratsbote gehumpelt, der sich nur noch mit Mühe wachgehalten hatte die lange Zeit.

„Man soll das Glöcklein im Rathhausturm läuten, Heinrich. Es ist das Zeichen für die Ratsherren und Gildenmeister, daß ich sie brauche. Wer noch nicht sein Lager aufgesucht hat, wird kommen.“

Derweilen war Helmtrud herangetreten zum Rechterberger.

„Wie geht es meinem Vater? Ist er verwundet? Wann kommt er heim?“

Herr Klemens hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah starr vor sich nieder. Auch als das Mädchen seht mit ihm sprach, sah er nicht auf.

„Eurem Vater geht es gut, Helmtrud. Er ist gesund und wohl auf. Er denkt morgen heimzukommen auf die Weinsburg.“

Helmtrud sah zum Bürgermeister hinüber.

„Ist es erlaubt, daß ich hierbleibe, wenn die Ratsherren kommen? Ich kann es nimmer aushalten daheim, so ich nicht weiß, was der hohe Rat beschließt. Dieweil das Schicksal der Stadt auch das untrüge ist. Mit dem Städtlein steht und fällt auch die Weinsburg.“

Der Bürgermeister fuhr sich durch seinen langen dunklen Bart, als dächte er einen Augenblick nach.

„Es sei, Jungfrau. Weil Ihr des Grafen von Weinsberger Tochter seid. Doch wisset, daß Kaspar Windingen nicht Weiberworte liebt im ersten Männerrat. Aber was wir heute hier beschließen, wird bald kein Geheimnis mehr sein in der Stadt. Aber da kommen schon die Männer. Es scheint noch keiner seine Nachtruhe gefunden zu haben heute.“

Beim trüben Schein der Fackel polterte es schwerfällig die Stiege herauf. Langsam füllte sich die große Ratsstube mit den führenden Bürgern der Stadt. Lauter ernste, finstere, entschlossene Gesichter sah man, die nicht zurückschreckten vor Kampf und Tod. Als das Glöcklein schwieg und sie alle versammelt waren, nahm Kaspar Windingen das Wort.

Wichtig stand er da, wie mit Keulen zusammengeslagen, die breite Hünengestalt zuckend beleuchtet vom roten Schein der Fackeln.

„Bürger von Weinsberg! Mir ist soeben Botschaft geworden, daß Herzog Wilhelm geschlagen ist mit seinem Heer, nicht weit von unserer Stadt. König Konrad zieht mit Übermacht heran und fordert Einlaß bei uns.“

Die Stadt hat zu entscheiden, ob sie ihm die Tore öffnen will oder nicht.“

Ein Gemurmel entstand. Ein heftiges Für und Wider.

„Sollen wir den Hohenstaufen hereinlassen?“

„Sollen wir nicht dem Bayern Treu halten, wie wir es seinem Bruder Heinrich dem Stolzen getan?“

„Wie stark ist Konrads Heer?“

„Ist unsere Stadt gerüstet auf lange und harte Belagerung?“

So schwirrte es durcheinander.

Kaspar Windingen hob die Hand, daß es still wurde.

„Bürger von Weinsberg! So ihr meine Meinung hören wollt, so ist diese: Wir bleiben dem Welfen treu bis in den Tod! Wir öffnen freiwillig nimmer die Tore dem Hohenstaufen. Die Stadt ist gut versorgt mit allem auf Monde hinaus. So kann sie eine Belagerung wohl aushalten.“

Nikolaus Sperrlein, der Hufschmied, bat ums Wort.

„Und was sagt der Graf von Weinsberger dazu? Will er uns beistehen in Not und Tod? Denn die Burg ist so eng verbunden mit der Stadt, daß eins nicht bestehen kann ohne das andere. Was der Weinsberger Graf beschließt, muß auch unsere Lösung sein.“

Da stand der Rechterberger auf, der bis dahin still im Hintergrund gesessen, den Kopf in die Hand gestützt. Jetzt hob er sich in seiner ganzen Länge und griff in den Schwertgurt, daß es klirrte.

Vom Weinsberger komme ich jetzt, der solche Botschaft für Euch hat. Haltet die Stadt, solange es geht! König Konrads Mannen sind müde und müde vom langen Streik. Wir alle da oben in der Burg stehen euch bei mit Blut und Leben.“

Kaspar Windingen redete sich.

„Was fürten sie einen zum König, den wir nicht wollen? Bayern und wir wollten Heinrich den Stolzen. Nun sie Konrad wählten, bleiben ihm unsere Tore verschlossen. Mag er kommen und sich selber die Schlüssel holen.“

Ein alter Mann mit schneeweißem Haar und zitternden Händen trat vor. Sie sahen alle hin zu ihm, denn er war wohlgeachtet im Rat der Bürger. Es war der Leinenweber Peters, der hart am Tor sein Häuschen hatte. Mit tiefer, zitternder Stimme hub er zu sprechen an.

„Ach, Brüder und Freunde! Wohin ist es gekommen mit uns? Gegen wen müssen wir kämpfen? Sind es nicht Brüder, die wider Brüder ihr Schwert heben? Deutsche gegen Deutsche? Wie lange soll dieser Hader und Zwiespalt unser deutsches Vaterland zerreißten? Blutet es nicht schon aus tausend Wunden? Sollen wir es sein, die diese Wunden vermehren? Jahrelange Kämpfe um des Reiches Thron und Herrschaft haben das Land zerrissen. Nun fürten sie Konrad zum König. Aber nicht alle im Land haben ihn anerkannt als solchen. Die mächtigen Sachsen und Bayern wollten Heinrich den Stolzen. Da brach der Kampf von neuem aus. Als Heinrich plötzlich starb, hoffte man auf Frieden. Aber Herzog Welf trat in seine Rechte ein. Und weiter tobt der Kampf. Friedlich möchte der Bürger seiner Nahrung und Handlung nachgehen, aber die Wilden im Lande, die Streitsüchtigen, die Unzufriedenen sorgen für ewige Unruhe. Da verarmt das Land und verroht die Jugend! Kein Recht gibt es mehr noch Gesehe. Nur das Faustrecht gilt und die Schärfe des Schwertes. Die ehrbaren Handwerker gehen zugrunde, aber die Landsknechte spreizen sich und haben das Wort. Zucht und Sitte kennt man nicht mehr im Deutschen Reich. Es ist, als sollte alles aus den Fugen gehen. Tränen kommen mir altem Mann, wenn ich denke an unser deutsches Vaterland.“

Er hob die Hände wie beschwörend, und seine weißen Haare leuchteten im Fackellicht wie Schnee.

„Brüder und Bürger von Weinsberg! Hört auf den

Alten, der schon achzig Lenze gesehen! Laßt den unselstigen Troß und beugt die stolzen Hüften dem König, den man in Bamberg gekürt! Wir sind in der Minderzahl, was wollen wir machen? Öffnet ihm gutwillig die Tore, und alles wird voll Frieden und Ruhe sein!"

Kaspar Windingens Atem ging schwer. Schon die ganze Zeit hindurch hatte er sich beherrschen müssen, um nicht loszufahren. Aber als der Greis endlich schwieg, brach es wie Wettersturm von seinen zornbehebenden Lippen.

"Und unsre Ehre? Wo bliebe da unsre Ehre und unser Stolz? Und wenn ganz Deutschland ihm die Tore öffnet, wir tun es nicht. Herzog Welf allein ist der rechte Erbe von Bayern. Wer gibt dem neuen König das Recht, den Welfen das uralte Lehen zu nehmen und seinem Stiefbruder Leopold zu geben? Unsre Väter und Ahnen haben gelebt und geblutet für die Herzöge von Bayern. Was gehen uns die Hohenstaufen an? Sind sie nicht einfache Grafen nur und niemals Fürsten gewesen? Im Remstale bei Stuttgart liegt ihr Stammschloß Waiblingen. Des Name künden sie nun zum Feldgeschrei in ihrem Heer. Mögen sie ihr 'Hie Waiblingen' schreien, so laut sie wollen. Weinsberg und seine Mannen schreien jauchzend dawider: 'Hie Welf!'"

Er holte Atem und sah sich ringsum im Kreise der harrenden, lauschenden Männer. Sie nickten ihm zu und murmelten Beifall.

Der greise Leinenweber war vergessen und an die Seite gedrängt.

Noch einmal hub der Bürgermeister Kaspar Windingen zu sprechen an.

"Unser Graf von Weinsberger ist noch nicht daheim. Das ist mir leid, da ich ihn gern hier hätte heute nacht zu dieser Stunde. Doch jener junge Reitersmann Klemens vom Hohenrechberg hat mir Botschaft von ihm gebracht, daß er treu zu uns stehen will in Not und Tod, wie es auch kommen mag! Ist es nicht also, Ritter Klemens?"

Wieder hob sich der Gefragte langsam und steil von seinem Stuhl. Sein Angesicht erschien fast weiß unter der blutigen Binde.

"Es ist so, wie Ihr sagt, Kaspar Windingen. Der Graf von Weinsberger verläßt euch nicht. Stadt und Burg stehen unverbrüchlich zueinander in aller Not."

Da wandte sich Kaspar Windingen zur Seite und ergriff Helmtruds Hand.

"Hier steht die Tochter des Grafen von Weinsberger, die sich Nachricht holen wollte von mir über ihren Vater. An Eures Vaters statt reicht mir Eure Rechte, Jungfer Helmtrud, daß alle es sehen und glauben mögen, daß Burg und Stadt Weinsberg treu zusammenhalten bis an den Tod."

Hochaufgerichtet stand Helmtrud in ihrem schlichten, grauen Gewand. Das Tuch war ihr vom Kopf geglitten, daß man die blonden Zöpfe leuchten sah im Fackellicht. Fest sah sie dem Bürgermeister ins Auge und sagte klar und laut: "Im Namen meines Vaters, des Grafen von Weinsberger, schwöre ich Treue der Stadt bis an den Tod."

So war der Weinsberger Schicksal entschieden.

Als die Männer alle wieder auseinandergegangen waren, stiegen auch Helmtrud und der Rechberger die Rathhaustreppe herab. Er ging schwanke und mußte sich von Zeit zu Zeit stützen am Geländer.

Der Hufschmied Niklaus Sperrlein sah es und trat rasch an ihn heran.

"Ihr seid schwindelig und elend, Herr, man sieht es Euch an. Wollet zuvor Einklehr halten in mein Haus und einen Schoppen stärkenden Wein zu Euch nehmen, bevor Ihr wieder hinaufsteigt zur Burg."

Der Ritter nickte müde.

"Danke Euch, Meister Sperrlein, für Eure Freundschaft. Aber zuvor muß ich die Jungfrau hier geleiten, dieweil sie nimmer allein gehen kann in so später Nachtstunde."

Da lachte der Hufschmied.

"Die Gräfin Weinsberger wohnt ja bei uns, Herr Klemens. Auch hat sie der Bruder meiner Frau hierher geleitet, das budlichte Schneiderlein dort."

Er wies mit der Hand nach vorne, wo Helmtrud neben dem Budlichen langsam voranschritt.

Vor dem Rathaus hatten sich trotz der späten Stunde etliche Weiber versammelt, die angstvoll der Rückkehr ihrer Männer harnten. Es war das Gerücht laut geworden von der Niederlage des Herzogs Welf und der bevorstehenden Belagerung der Stadt. Nun wollte jede gerne Näheres wissen und wartete voll Ungeduld.

Der Bürgermeister war der letzte, der aus der schweren Haustür trat. Sein Gesicht war voll Spott, als er die vielen Frauen da stehen sah auf dem stillen Marktplatz.

"Wie bin ich doch als Junggeselle und Hagestolz weit besser als ihr alle", lachte er und klopfte seinem Nebenmann kräftig auf die Schulter.

"Ich hab jetzt meine Ruhe und werd nimmer ausgefragt daheim von einem neugierigen Weib."

Er hatte so laut gesprochen, daß alle es hören konnten.

Da lachten die Frauen ihren Bürgermeister weiblich aus und drohten ihm zum Scherz mit den Fäusten.

Einer der Ratsherren aber legte beschwichtigend den Arm um die Schultern seiner stattlichen Ehefrau.

"Laßt ihn nur spotten, den Kaspar Windingen! Was sollen die Bürger von Weinsberg wohl machen ohne Frauen?"

Es wußte damals noch keiner von ihnen allen, wie wahr dies Wort einst werden sollte.

Unterdessen waren die andern bei des Hufschmieds Wohnung angekommen in der Torgasse. Frau Margret war noch wach und leuchtete mit dem Kienspan die schmale Treppe herunter.

"Wir bringen heute einen Gast mehr, Mutter. Es ist ein armer Verwundeter, der deiner Pflege bedarf. Bringe auch Brot und Wein her, denn der Ritter scheint lange nichts genossen zu haben."

In der sauberen Wohnstube Meister Sperrleins setzten sie sich nieder. Frau Margret trug emsig einen Imbiß auf und fragte nach diesem und jenem.

"Was wir für vornehmen Besuch bekommen", lachte sie, "erst die Gräfin Helmtrud und nun einen Rittersmann. Aber Eure Binde muß ich erneuern und die Wunde auswaschen. Es klebt ja alles von Blut."

(Fortsetzung folgt.)

Gewitterregen.

Des heißen Mittags Schwüle scheint geballt
Zu blaushwarz lastendem Gewölk. Aufsprinat
Plötzlich der Sturm und durch die Gassen schwingt
Sein Brausen auf staubwirbelndem Asphalt.
In Schauern stürzt der Regen. Und schon spiegelt
Das Straßensplaster wie von Tinte feucht.
Den Horizont zersät das Blitzgeleucht
Von murrend-dunklem Donnerton umflügelt.
Da sturm- und blitzerspaltend neu sich schließen
Die Wollen, läßt ein rauschend sprüher Schwall
Der Regenstrahlen Silberregenfall.
Gleich Knospenkeimen aus dem Steingrund sprießen.
Mit kleinen Tropfen-Blumen scheint bestellt
Ein Garten mitten in der Straße, schon verwischt,
Wie sich der Regen stilt und hell-erfrischt
Von ersten Sonnenfäden glänzt die Welt.

Heinrich Heis.

Leila.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Leila war ein Zigeunermädchen. — Ich erinnere mich genau des Tages, da sie zum erstenmal in unserm Gesichtskreis auftauchte. Dieses geschah an einem schwülen Hochsommerabend zu der Zeit, wo drunten in Rodolien die Jahrmärkte abgehalten werden. Wir schlenderten zu Dritt — Oberleutnant Gregor Bradschinski, Fähnrich Fiedor Korobkin und ich — durch die staubigen Straßen des elenden Nestes, in dem wir während der großen Kavalleriemänöver in Quartier lagen. Die Säbel raselten mürrisch auf dem Pflaster, und die Sporen klirrten eintönig. Wir rauchten viele Zigaretten. Es war sehr langweilig.

Und da stand plötzlich, wie aus einer Seitengasse hergeweht, Leila vor uns. Ihr roter Rock hauchte sich im

Sprünge, das geklickte Hemd war zerschliffen, und die kohl-schwarzen Haare flatterten im Winde. Als sie uns sah, hielt sie mitten im Lauf inne und steckte den braunen Finger ver-legen in den Mund.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns die Unterhaltung mit Leila begann. Jedenfalls machte es keine großen Schwierigkeiten, mit ihr in Verbindung zu treten. Eine halbe Stunde später sahen wir schon alleamt in einem der ver-qualmten, schmuckigen Lokale, das voll galizischer Artisten, Hausierer und ukrainischer Soldaten war, und der Ober-leutnant Gradschinsky tanzte mit Leila einen wilden Trepak. Sie schien Gefallen daran zu finden, denn sie preßte ihre Arme fest um seinen Hals und lachte zu allem, was er ihr ins Ohr flüsterte. Dabei blühten ihre Zähne, als wollte sie beissen. Später war das Paar verschwunden.

Man mag es mir glauben oder nicht, aber Oberleutnant Gradschinsky heiratete Leila. Er war sonst kein Mann, der sich keine Abenteuer zu Herzen nahm, im Gegenteil, in den bekarabischen Grenznestern und den Steppendörfern rings um das Schwarze Meer sahen viele Mädchen, die er geküßt und verlassen hatte. Was ihn so an Leila fesselte, wußte niemand. Gewiß, sie war schön, schlant wie eine Weiden-gerte, konnte einen so verführerisch anblicken, daß einem das Herz heiß wurde, und ritt wie ein Teufel. Und eine Wild-heit steckte ihr manchmal im Leib, der nach und nach sämt-liche Champagnergläser im Kasino zum Opfer fielen! Aber sonst! Sind das nicht Eigenschaften, die alle Zigeunerinnen von den Karpathen bis an den Ural besitzen, ohne daß man sie deswegen zu heiraten braucht? Und gab es für einen kaiserlich russischen Gardeoberleutnant mit den schönsten Verbindungen, die man sich denken kann, keine bessere Zu-kunft, als sich um eines braunen Mädchens willen in den Postzeioffizierstand versetzen zu lassen? — Aber gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen, und alle unsere Bitten, Vor-stellungen und Ratschläge verhallten unbeachtet im Wind. Gradschinsky suchte nur die Achseln und Leila lachte. Eines Tages waren sie abgereist.

Jahrelang hörte ich nichts von ihnen. Da brachte mich der Zufall in eine südrussische Gouvernementsstadt. Einer der ersten, denen ich begegnete, war Gradschinsky. Er be-ließerte den Posten des Präfecten. Er freute sich, er mich in die Arme und lud mich in sein Haus. „Leila wird sich freuen!“ rief er, als wir uns trennten.

Am nächsten Abend ging ich hin. Da außer mir noch zahlreiche andere Gäste anwesend waren, hatte ich Gelegen-heit, Leila ungestört in ihrer neuen Umgebung zu be-obachten. Und ich muß gestehen, daß ich unsere derzeitigen Befürchtungen glänzend widerlegt sah. Aus dem kleinen, schmuckigen Zigeunermädchen im roten Rock und zerrissenen Hemd war eine Frau von Format geworden, die sich der Gesellschaft nicht etwa nur anpaßte, sondern sie sogar regierte. Von der früheren Unbändigkeit konnte ich keine Spur mehr bemerken. Im Gegenteil, ich glaubte zuweilen sogar etwas wie Müdigkeit in den schwarzen Augen zu sehen, nahm aber an, daß ich mich täuschte.

Nach dem Essen wurde ein Spaziergang in den Park unternommen, in dessen Gebüsch Diener bunte Lampons entzündet hatten. Ich durfte Leila führen. Wir sprachen von vergangenen Tagen, von jenem Abend, da sie uns in den Weg lief, und lachten über die vergeblichen Widerstände, die Korobkin und ich der Eheschließung Gradschinskys entgegen-setzten. „Süßen wir gewußt, wie glücklich Sie beide werden würden, es wäre uns nie eingefallen, Gregor von dieser Ehe abzuraten . . .!“ beteuerte ich, um unsere damalige Hand-lungsweise zu entschuldigen.

Leila sah mich an. Es war ein merkwürdig durch-dringender Blick. „Woher wissen Sie denn, daß ich glücklich bin?“ fragte sie leise.

Erstreckt blieb ich stehen. „Sind Sie es nicht . . .?“

Leila hob die Schultern und ließ sie dann langsam wieder sinken. Eine große Hilflosigkeit lag in dieser kleinen Bewegung. „Gewiß, ich bin glücklich“, sagte sie, „wenn man unter Glück Wohlstand und Bequemlichkeit versteht. Auch liebe ich meinen Mann. Aber es gibt etwas, das stärker ist als Liebe, stärker als alles, das Stärkste . . .!“

„Was ist das?“ „Ich habe — Heimweh!“

Nie in meinem Leben hat mich das Wort „Heimweh“ so ergriffen wie in jener südrussischen Sommernacht aus dem Munde Leilas. Ich wußte, was sie damit meinte. Sie sehnte sich nach den Wäldern, durch die sie als Kind gewan-dert war, nach den Lagerfeuern im Dunkel der nächtlichen Steppe, nach den buntbewimpelten Jahrmarktsselten, vor denen sie tanzte. Sie sehnte sich nach der Ungebundenheit und dem Anstehen des Zigeunerlebens. Sie hatte Heimweh nach der — Landstraße!

Vielleicht wäre nichts geschehen, wenn der ahnungslose Gradschinsky nicht wenige Tage darauf eine Unvorsichtigkeit begangen hätte. Um seiner Frau eine Überraschung zu machen, lud er eines Abends eine echte Zigeunerkapelle zu sich in den Saal. Als Leila eintrat, stand sie einen Augenblick

wie erstarrt. Dann aber stieß sie einen Schrei aus, so schrill und gellend, daß wir alle entsetzt von unseren Plätzen auf-fuhren. Dann begann sie zu tanzen. Immer wilder und wilder. Zwischen durch trank sie ein Glas Champagner nach dem anderen, schleuderte die Kelche an die Wand, gebärdete sich wie eine Rasende und brach schließlich ohnmächtig zu-sammen. —

Ich habe Leila nach diesem Vorfall nicht wieder gesehen. Am nächsten Tage verließ sie heimlich das Haus ihres Mannes und floh aus der Stadt. Gleichzeitig verschwand auch die Zigeunerkapelle spurlos. Alle Versuche Gradschinskys, seiner Frau oder der Musikanten habhaft zu werden, blieben fruchtlos. Es war, als habe die Steppe sie verschluckt.

Gradschinsky selbst hat sich von diesem Schlage nie wieder erholt. Als der Krieg ausbrach, durfte er wieder in sein Regiment eintreten und fiel bei einem der berühmten An-griffe der russischen Garde in der Nähe der ostpreussischen Grenze. Bevor wir ihn begruben, schob ich in seine Hand den Zettel, den Leila ihm hinterlassen hatte, als sie floh.

Darauf standen in einer kindlichen, krausen Handschrift die Worte: „Verzeihe mir, Gregor! Ich habe Heimweh!“ —

Das ist die Geschichte von Leila, der Zigeunerin, eine Geschichte, die vor Jahren in Rußland viel Staub auf-wirbelte und erst unter dem Kanonendonner des Weltkrieges vergessen wurde. Es wäre falsch, auf diese Frau Steine werfen zu wollen. Denn sie liebte ihren Mann von ganzem Herzen, liebte ihn vielleicht noch heute. Aber in ihr brannte etwas, das stärker war als alle Liebe, etwas, das sie viel-leicht selbst verfluchte — das Heimweh nach der Landstraße! Und niemand kann etwas gegen die Stimme seines er-btten Blutes!

Der Herr auf die Minute.

Von Heinz Scharpf.

Sein Zug geht Punkt sieben. Eine halbe Stunde braucht er zum Anziehen — vom Strumpf bis zur Krawatte — eine Viertelstunde an die Bahn.

Also stellt er die Weckeruhr auf 6,15 Uhr. Keine Sekunde früher erhebt er sich, seine Zeit ist kostbar, das Derumstehen auf dem Perron ist ihm verhaßt.

Am Morgen rasselte der Wecker. Der Herr zieht sich hurtig an. Da findet sich kein Kragentopf nicht. Nicht in, nicht unter dem Bett, nicht wo auf, nicht wo zwischen. Er steht tüdischerweise schließlich dort, wo er tags, nicht aber nachts, hingehört, im Knopfloch des Hemdes.

„Jetzt habe ich aber Zeit“, sagt der Herr, eilt die Stiege hinauf und will die Haustür aufreißen. Sie ist versperrt. Na, das sind schöne Siebenschlüßer in diesem Haus! Der Torchlüssel ist natürlich am Schlüsselbund, der Schlüssel-bund in der Reisetasche, der Schlüssel zur Reisetasche im Portemonnaie. Blühend trant ihn der Herr hervor. Mittler-weile ist ihm die Trambahn davongefahren. So ein Pech! Voll Ungebuld wartet er auf die nächste. Wie eine Schnecke schleicht sie heran, während der Sekundenzeiger im Eistempo dahinschneit. Und bis sie dann wieder losfährt, das dauert. Jetzt ist es aber höchste Eisenbahn fiebert der Eilige, sonst veräume ich durch diese dummen Zwischenfälle noch den Zug. Er hätte doch um fünf Minuten früher aufstehen sollen. Jede Haltestelle läßt ihn doppelt zappeln. Der Wagen-führer scheint in seine Bremse verliebt zu sein; er zieht sie alle Augenblicke an sich. Als er endlich ein angemessenes Tempo nimmt, muß ausgerechnet ein schwerer Kohlenwagen die Straße überqueren. Der Motorkührer schimpft auf den Kutscher, der Kutscher auf die Pferde, und am lautesten schimpft der Herr auf den lahmen Verkehr.

Endlich kommt der Bahnhof in Sicht. Der Herr auf die Minute stürzt in die Halle, zur Kassa. Nun reicht wieder sein Kleingeld für den Fahrpreis nicht aus, er muß einen größeren Schein wechseln lassen. Heute scheint sich alles gegen ihn verschworen zu haben. Wie bedächtig der Kassier die Scheine zählt! Kassiere haben nie Eile, außer wenn sie die Schalter schließen. Als der Verspätete endlich sein Geld verstaubt hat, rast er durch die Perronsperre, stolpert und fällt der Länge nach hin. In diesem Augenblick erreicht sein Ohr ein schriller Abfahrtspfiff. Nun heißt es aber Sprünge machen. Der Zug ist schon im Abrollen, da erwischt er noch den letzten Wagen, schwingt sich auf Trittbrett, verschaukelt erschöpft auf dem Gang und nimmt dann den ersten freien Platz ein. Sein Herz klopf, der Schweiß steht ihm auf der Stirn. So sitzt er nun und kostet triumphierend das Gefühl aus, den Zug doch noch in der letzten Minute erwischt zu haben. Dann überlegt er an Hand der Uhr: Um 6,15 Uhr ist er aufgestanden. Trotz Kragentopfsuche, Trambahnversäumung, Geldwechsel und Perronmalheur kam er zur Abfahrt Punkt 7 Uhr noch zurecht.

Also, sagt sich der Herr auf die Minute, wird es genügen, wenn ich mich zu diesem Zug das nächstmal erst um 6,20 Uhr erbebe.



Frauenberuf und Fraueneignung.

Welche Aufgaben „liegen“ der Frau?

Die Frau von heute ist gezwungen, am Erwerbsleben teilzunehmen. Die Zeit ist vorbei, in der sie dies lediglich auf indirekte Weise tat, indem sie nämlich das Erworben des Mannes durch kluges Haushalten und Einteilen vermehrte und an seinem Beruf — abgesehen von der kleinen Handwerkers-, Kaufmanns- oder Landwirtsfrau — nur insofern teilnahm, als sie ihm die Erziehung der Kinder, wie die täglichen Kleinigkeiten abnahm und ihm Störungen in seiner Tätigkeit möglichst fernhielt. Es mag auf Seiten des Mannes wie der Frau viele geben, die dieser Zeit, als der guten, alten nachtrauern und in mehr als einer Hinsicht gewiß mit Recht. Immerhin: Man kann vergangenes nicht zurückrufen und wird sich vergeblich gegen die Gewalt der Verhältnisse stemmen. Schon aus dem allereinfachsten Grunde, weil nicht genügend Männer da sind, die für sie sorgen können, müssen die Frauen heute den Kampf ums Dasein aktiv und direkt aufnehmen, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie sich in diesem Kampfe mit mehr oder weniger Erfolg auch auf Gebiete begeben bzw. immer mehr begeben, die bislang den Männern vorbehalten schienen.

Wie bewährt sich nun im allgemeinen die Frau im Beruf, und für welche Berufsart bringt sie besondere Eignung mit?

Von ausgesprochener und regelrechter Frauenberufstätigkeit kann man ja eigentlich erst seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts sprechen; auch als man mehr oder weniger notgedrungen immer mehr dazu überging, Frauen zu beschäftigen, tat man dies noch in der Überzeugung, daß die Frau sich lediglich für untergeordnete Tätigkeit eigne. Man sprach ihr u. a. die Leistungs- und körperliche Widerstandsfähigkeit, das sachliche Denken, das Organisations-talent und den nötigen Berufsernst ab, um führende Stellungen zu bekleiden. Es gibt noch heute zahlreiche Skeptiker, die eine ähnliche Meinung behaupten, unbeschadet der Tatsache, daß die Frauen sie durch die Tat tausendfach widerlegt haben und widerlegen. Mag man die außerhäusliche Frauenberufstätigkeit als ein Übel betrachten, so wird man doch heutzutage nicht mehr abstreiten können, daß dieses Übel ein notwendiges sei und daß viele Berufszweige der Frauenarbeit einfach nicht mehr entraten können. Auch ist die Zahl der in leitender Stellung oder selbstständig berufstätigen Frauen heute bereits weit größer, als man gemeinlich annimmt.

Für welche Berufe eignen sich nun Frauen besonders — oder: Was können Frauen besser als der Mann?

Man ist versucht, als Beantwortung dieser Frage zu allererst die sogenannten natürlichen Frauenberufe zu nennen, namentlich die, welche sich auf hausfraulicher Grundlage aufgebaut haben, so etwa die Kochkunst. Gerade hier aber ergibt sich die überraschende Tatsache, daß die Führung auf dem Gebiete unbedingt dem Manne verbleibt. So gesucht und gut bezahlt eine gute Köchin ist, so selten ist sie. Es gibt zahlreiche berühmte Köche, die z. T. geradezu historische Persönlichkeiten geworden sind, aber bis in die neueste Gegenwart hinein sind wirkliche Köchinnen außerst spärlich gefast und kaum bekannt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß wir manche Hausfrau ob ihrer kulinarischen Fähigkeiten etwa auf dem Gebiete der Resteverwertung oder irgend welcher Spezialgerichte eine „Künstlerin“ nennen dürfen.

Ähnlich ist es mit der Nähmaschine, dem ureigensten Attribut der Frau. Zahlenmäßig sind in der Schneiderei und der Putzmacherei weit mehr Frauen als Männer beschäftigt; trotzdem lag bisher die letzte Führung und das Schöpferische doch noch beim Manne, und erst in letzter Zeit fangen — nicht zuletzt auf Grund verbesserter und erweiterter Fachzubildung — auch die Frauen an, sich auf diesem Gebiete besonders hervorzuheben.

Interessant ist es, daß dagegen die Frau im Kunstgewerbe, namentlich in gewissen Zweigen desselben, wie Stickerie, Weberei, Spinnerei, ferner Modedesignen, Wohnungsausstattungen und Tafelschmuck, Blumenbinderei und vor allen Dingen in der Schaufensterdekoration dem Manne vielfach überlegen ist. Hier besitzt die Frau die Fähigkeit des intuitiven Schaffens, des Sich-Einfühlens-Könnens, in welcher der Mann ihr immer nachstehen wird.

Vom Schaufenster ist es nicht weit in den Laden: Wie eignet sich die Frau zur Verkäuferin? Im allgemeinen schon

sehr gut; im besonderen gibt es Artikel, bei deren Verkauf die Frau schlechterdings nicht zu entbehren ist, so u. a. in der Konfektion bei Wäsche, Spitzen, Bändern und dergl. Hierbei spielt schon das psychologische Moment mit: Die Frau ist die geborene Psychologin und erzielt, eben weil sie ihre Geschlechtsgenossinnen psychologisch zu behandeln, also zu „nehmen“ weiß, auch in schwierigsten Fällen größere Erfolge, als der Mann.

Das Wort Psychologie bringt uns auf diejenigen Berufe, die der Psychologie als Rüstzeug bedürfen: Hierher gehören die pflegerischen und die erzieherischen Berufe. In der ersten Kategorie, namentlich der Kranken- und Wohlfahrts-pflege, die beide ja auch stark an die natürlich-mütterlichen Instinkte der Frau appellieren, ist sie die unbestrittene Führerin. In der Lehrtätigkeit ist die Eignung der Frau verschieden, insbesondere gibt es mehr gute Lehrerinnen als wirkliche Charakterbildnerinnen. Merkwürdigerweise gibt es zahlreiche Frauen, die lieber und mit mehr Erfolg Knaben erziehen, als Mädchen, obgleich man eigentlich das Gegenteil annehmen sollte.

Erfreulich und schmeichelhaft ist endlich noch die Feststellung, daß in allen den Tätigkeitsgebieten, die peinliche Genauigkeit, Gleichmäßigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, aber auch Anpassungsfähigkeit und schnelles Erfassen erfordern, die Frau unbedingt bevorzugt wird. Hierher gehören gewisse Fabrikationen, ferner erstest im kaufmännischen Leben die Stenotypistin, die Sekretärin, die Buchhalterin, die Aufsichtsdame usw. größere Erfolge als der Mann. Vor allen Dingen eignen sich Frauen für Vertrauensposten, etwa als Beschließerinnen, Wirtschaftlerinnen und dergl. im Hotelgewerbe usw., um so mehr, als sie bei nur einhermaßen befriedigenden Arbeits- und Gehaltsverhältnissen eher als der Mann geneigt sind, sich mit dem Betriebe zu identifizieren und ihre Arbeit liebzu gewinnen.

Räthe Brustat-Schneidermann.

Hab' Sonne im Herzen!

Von Elisabeth Huber.

Hab' Sonne im Herzen, was dir das Leben auch bringen mag! Ein sonniges Gemüt ist ein Segen und geradezu ein Allheilmittel in der Familie. Keinem Menschen bleiben trübe Stunden und Tage im Leben erspart. Am Menschen selbst aber liegt es, trübe Stunden durch ein versagtes Gemüt noch trüber zu machen, oder durch hoffnungsvollen Glauben an eine bessere Zukunft sich die Last der Gegenwart zu erleichtern. Dem Regen war noch stets die Sonne gefolgt, wenn es auch manchmal etwas lange dauerte.

Hab' Sonne im Herzen und lasse deine Umgebung ihre Wärme fühlen! Gerade in der heutigen Zeit mit ihren hohen Anforderungen an den gehetzten Menschen, mit ihren Misserfolgen, Wirrnissen, Enttäuschungen und Tücken, ist ein sonniges Gemüt ein Labfal, das Mißerfolge und Enttäuschungen leichter tragen läßt und Mut und Energie zu neuem Beginnen spendet.

Sonne im Herzen hilft uns den grauen Alltag verschönern, läßt uns die Härte der Wirklichkeit überwinden und Gegenstände unserer Mitmenschen überbrücken.

Mit deinem sonnigen Gemüt helfe deiner Familie und deinen Mitmenschen Schweres überwinden, mit deinem sonnigen Herzen richte Verzweifelte wieder auf, und entfalte in den Herzen deiner Mitmenschen in trüben Stunden den Glauben an eine bessere Zukunft!

Hab' Sonne im Herzen, auch wenn es noch so sehr um dich herum tobt und stürmt und laß' dich nicht von jeder Stimmung unterkriegen! Durch Klagen ist noch kein Unglück umgekehrt gemacht worden.

Hab' Sonne im Herzen und bemühe dich unaufhörlich, dem Augenblick das Gute und Schöne abzulauschen! Laß' dir nicht zwischen unnützem Hadern mit dem Schicksal die lichten Stunden des Lebens ungenutzt entgehen.

Praktische Winke.

Mittel gegen Blähungen. Diese nach gewissen Gerichten auftretende Belästigung läßt sich beheben durch das Einnehmen einer Messerspitze voll des folgenden Pulvergemisches: Menthol ¼ Gramm, Rhabarberpulver 5 Gramm, Magnesium carbonat 10 Gramm, Doppeltkohlensaures Natrium 10 Gramm.